

SAMUEL SHEM HOUSE OF GOD

ROMAN



*Mit einem Vorwort von **JOHN UPDIKE***

KNAUR*

Samuel Shem

House of God

Über dieses Buch

Jungmediziner Dr. Roy Basch beginnt voller Enthusiasmus sein erstes klinisches Jahr im amerikanischen Hospital »House of God«, beseelt von dem Wunsch, Menschen zu helfen und zu heilen. Doch seine Ideale werden schnell fortgerissen im Strudel des rastlosen ärztlichen Alltags. Er lernt die Schattenseiten der Medizin kennen, und das »House of God« wird für ihn zur Hölle ...

»Die unverblünte Demontage des ärztlichen Mythos genießt unter Medizinern Kultstatus!« *Süddeutsche Zeitung*

Inhaltsübersicht

Widmung

Zitat

Who is who

Vorwort

I. FRANKREICH

1. Kapitel

II. Das HOUSE OF GOD

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

III. DER ZOCK-FLÜGEL

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

Regeln des House of God

Glossar

To J and Ben

*We shall forget by day, except
The moments when we choose to play
The imagined pine, the imagined jay.*

— Wallace Stevens

The Man with the Blue Guitar

***Who is who* im amerikanischen Krankenhaus**

Nach dem Studium an einer *Medical-School* beginnt für den amerikanischen Jungmediziner die ***residency***, die Facharztausbildung im Krankenhaus. Diese Ausbildung ist hochstandardisiert; alle *residencies* beginnen am 1. Juli und dauern in den nicht-operativen Fächern in der Regel 3 Jahre. Besonders das erste Jahr, das ***internship***, ist berüchtigt wegen der hohen Arbeitsbelastung und den häufigen Nachtdiensten. In den folgenden Jahren steigt der ***intern*** zum ***junior resident*** und dann zum ***senior resident*** auf.

Der *intern* arbeitet eng mit dem ihm übergeordneten *resident* und einem ihm zugeteilten Medizinstudenten zusammen. Die amerikanischen Medizinstudenten arbeiten in den letzten beiden Jahren ihres Studiums ausschließlich am Krankenbett. Während der Ausbildung wird alle ein bis zwei Monate die Station gewechselt. Ein Teil der Ausbildung spielt sich auch in der ambulanten Versorgung ab. Dazu gehört unter anderem, daß jeder *resident* und jeder *intern* einen halben Tag in der Woche eine kleine eigene Sprechstunde betreibt.

Da es in den USA außer den *residents* und *interns* nur wenig festangestellte Krankenhausärzte gibt, sind die »Oberärzte« der angehenden Fachärzte vielfach ***privates***, Belegärzte mit eigener Praxis. Der sogenannte ***chief resident*** koordiniert die *residency*. Vorgesetzter der *residents* und *interns* ist der ***chief of department***.

Die Arbeitsbedingungen für die *interns* sind in den letzten Jahrzehnten deutlich humaner geworden. Neben einem zeitweilig knappen Angebot an Medizinstudenten und einigen wegweisenden Gerichtsurteilen ist dies nicht zuletzt der Veröffentlichung des »**House of God**« zu verdanken.

Der Verlag

Vorwort

Wir erwarten das Unmögliche von Ärzten. Aus unserer eigenen Not heraus verehren wir sie. Wir glauben, ihre Ausbildung, ihr Wissen und die heilige Hingabe an ihren Beruf haben jede Unsicherheit, jedes Zaudern und jeden Ekel ausgemerzt, die wir empfänden, wären wir an ihrer Stelle, sähen wir, was sie sehen und was sie heilen sollen. Blut und Erbrochenes und Eiter stoßen sie nicht ab; Senilität und Demenz erschrecken sie nicht; es macht ihnen nichts aus, in die glitschigen Schlingen innerer Organe zu greifen oder mit Krankem und Ansteckendem umzugehen. Für sie ist das Fleisch und seine Krankheiten etwas Abstraktes, das kühl schematisiert wird und rasch in unfehlbare Diagnosen und effektive Behandlung umgesetzt wird. *House of God* ist ein Buch, das uns diese Illusion nimmt. Es zeigt die medizinische Ausbildung, wie *Catch-22* das Leben beim Militär zeigte, als Farce, als ein Treiben von Stümpfern, die unter korrupten und oberflächlichen Vorgesetzten mit undurchsichtigten Zielen laborieren. In gewissem Sinn ist *House of God* bösartiger als *Catch-22*, denn das Militär hat seit langem Verleumder und Satiriker angezogen (sie sogar gewaltsam eingezogen), während die Ärzte in der Literatur gewöhnlich als gutherzig, oft sogar heldenhaft dargestellt werden und schlimmstenfalls eine

drollig-zweifelhafte Effizienz zugeschrieben bekommen, wie der enthusiastische Magus Hofrat Behrends im *Zauberberg* von Thomas Mann.

Die jungen *Interns, Residents* und Schwestern, die Samuel Shem uns vorstellt, sind keineswegs unsympathisch. Sie alle bringen einen Rest ihrer ursprünglichen Hingabe mit in das Gruselkabinett ärztlicher Versorgung im Krankenhaus, und der größte Zyniker unter ihnen, der Dicke, ist der Fähigste und Erfahrenste. Unser Held, Roy Basch, erinnert an Voltaires *Candide* in seiner lebhaften Naivität und seiner – bei aller Hypochondrie dieser hektisch-bekennenden Erzählung – hartnäckigen Gesundheit. Drei Dinge dienen ihm als Fenster, durch die er aus dem klösterlichen Klinik-Tollhaus auf die sonnenbeschienene verlorene Landschaft der Gesundheit hinausblicken kann: Sex, nostalgische Jugenderinnerungen und Basketball. Der Sex ist am bemerkenswertesten und nimmt in den Orgien mit Angel und Molly epische Ausmaße an und erreicht pornographisches Ideal. Ein Blick auf Mollys Unterhöschen wird in einem der vielen stürmischen Ausbrüche der Phantasie dieses Buches zum Segel, das sich im Atem des Lebens wölbt:

Wenn ... in dem Augenblick zwischen Hinsetzen und Überschlagen der Beine das phantastische Dreieck aufblitzt, das französische Höschen, das sich über dem

flaumweichen *mons* wölbt wie ein Spinnaker vor den sanften blonden Passatwinden. Obwohl ich medizinisch alles über diese Organe wußte und meine Hände ständig in erkrankten Exemplaren hatte, trotzdem, wissend, wollte ich es, und da ich es mir gesund und jung und frisch vorstellte und blond und daunenweich und prickelnd, wollte ich es um so mehr.

In dem herrschenden morbiden Milieu kommen die Funken von Wollust aus einer Welt, die so fern ist wie die Welt der Briefe von Baschs Vater mit ihren gelassenen, heiter-unlogischen Konjunktionen. Sexuelle Aktivität zwischen Schwestern und Ärzten, den beiden helfenden Berufsgruppen, bedeutet hier gegenseitige Befreiung, Schutz vor dem umgebenden Ambiente von Krankheit und Tod, vor allem Scheußlichen, Jammervollen, Sinnlosen und Abstoßenden des Fleisches. Es ist die Koedukations-Version der labilen Kameraderie der *Intern*-Novizen: »Wir teilten miteinander etwas Großes, Mörderisches, Gewaltiges.«

Der heldenhafte Ton, zwar nicht so oft und laut angeschlagen wie die spöttische Note, klingt dennoch hörbar und ist vielleicht genauso wertvoll für die Tausende von *Interns*, die sich die explizit pädagogischen Elemente von Shems deutlich didaktischem Roman zu Herzen nehmen: die dreizehn Regeln, die der Dicke aufgestellt hat; die Doktrinen von der Unsterblichkeit der *Gomer* und dem heilenden Minimalismus; die Krankenhauspolitik des

Abschiebens und Frisierens, der Mauern und Siebe; die Psychoanalyse der kranken Ärzte wie Jo und Potts; das Sperrfeuer medizinischer Zwischenfälle, das zu einem Strom aus Ge- und Verboten anwächst. Es müsste schon ein sehr seltener Fall sein, glaube ich, bei dem es ein *Intern* der Inneren Medizin mit etwas zu tun bekommt, was nicht schon irgendwo in dieser Bibel der gräßlichen Möglichkeiten angedeutet wurde.

Nützlich bis hin zu seinem nüchternen Glossar, besitzt *House of God* das Wesentliche eines echten Romans, den Henry James als »Eindruck des Lebens« definierte. Sätze stieben mit überschießender Vitalität davon, wenn Erstlingsautor Shem sich ans Lenkrad der Sprache setzt.

Die Abrißbirne des Zock-Flügels hatte seit zwölf Stunden meine Gehörknöchelchen vibrieren lassen.

Von ihrer zerknitterten Vorderseite, die über die Kerbe zwischen den *claviculae* hinaus aufgeknöpft war und tiefe Einblicke gewährte, bis zu den vollen, eng zusammengehaltenen Brüsten, vom Rot ihres Nagellacks und ihres Lippenstifts bis zum Blau ihrer Lider und dem Schwarz ihrer Wimpern, sogar bis zu dem glitzernden Gold des kleinen Kreuzes von der katholischen Schwesternschule, war sie wie ein Regenbogen in einem Wasserfall.

Wir waren betroffen, daß jemand in unserem Alter, der mit seinem sechsjährigen Sohn an einem dieser herrlichen Sommerabende Ball gespielt hatte, jetzt nur noch dahinvegetierte, den Schädel mit Blut gefüllt, den ein Chirurg ihm jetzt knacken sollte.

Wir haben hier den verspäteten Bildungsroman des dreißig Jahre alten Roy Basch, den Bericht seines waghalsigen Vorstoßes ins Tal des Todes und in die Wahrheit des Fleisches, der mit der sicheren Rückkehr zu seiner außerordentlich gesunden und gesund-sinnlichen Berry endet. Richard Nixon, der zumindest für Romanautoren faszinierendste Präsident des zwanzigsten Jahrhunderts, und der Watergate-Skandal bilden den historischen Hintergrund des Romans und verlegen ihn in das Jahr 1973-74. Heute könnte *House of God* wahrscheinlich nicht mehr geschrieben werden, jedenfalls nicht so ungeniert. Sein freizügiger Umgang mit ungezügelter multiethnischer Karikaturen würde mit den geläufigen Termini »rassistisch«, »sexistisch« und »altenfeindlich« zensiert werden. 70er-Jahre-Sex war kein *safer Sex*; AIDS kommt in der Fülle überdeutlich geschilderter Krankheiten nicht vor; und inzwischen ist ein ganzes Regiment von Organtransplantationen aufmarschiert, um das Repertoire der Chirurgen zu bereichern. Dennoch ist das Anliegen des Buches zeitgemäßer denn je: das amerikanische System der ärztlichen Versorgung steuert auf eine Krise zu,

überlastet, überteuert und von schlechter Publicity verfolgt. Die grotesken Beispiele von fatalen administrativen und ärztlichen Kunstfehlern nehmen in den Zeitungen mehr Platz ein als das Feuilleton.

Auf seinem Weg in die zweite Million verkaufter Taschenbuch-Exemplare vermittelt *House of God* Medizinern weiterhin den Schock der Erkenntnis und bietet ihnen zugleich Trost und Vergnügen bei ihren hippokratischen Bemühungen.

John Updike, April 1995

I. FRANKREICH

»Das Leben ist wie ein Penis.

Ist es schlaff, kannst du's nicht in den Griff kriegen.

Ist es hart, wirst du aufs Kreuz gelegt.«

Der Dicke, *Resident* für Innere Medizin im *House of God*.

1

Bis auf ihre Sonnenbrille ist Berry nackt. Selbst jetzt, im Urlaub in Frankreich, mein *Internship* längst fern und begraben, habe ich kein Auge für die Unvollkommenheiten ihres Körpers. Ich liebe ihre Brüste, die Art, wie sie sich verändern, wenn sie flach auf dem Bauch oder auf dem Rücken liegt und dann, wenn sie aufsteht und geht. Und tanzt. Oh, wie liebe ich ihre Brüste, wenn sie tanzt. Die Cooperschen Ligamente halten die Brüste, Coopers werden zu flupers, wenn sie ausleiern. Und ihr Schambein, *symphysis pubis*, der Knochen unter der Haut, die Kraft, die ihren Venusberg formt. Sie hat spärliches schwarzes Haar. Sie schwitzt in der Sonne, der Glanz macht ihre Bräune noch sinnlicher. Trotz meines Medizinerblicks, und obwohl ich gerade ein ganzes Jahr unter kranken Körpern zugebracht habe, bin ich imstande, ruhig dazusitzen und aufzunehmen. Der Tag fühlt sich weich an und warm, nur von einem wehmütigen Seufzer aufgerauht. Es ist so windstill, daß die Flamme eines Streichholzes ohne zu flackern in der klaren, heißen Luft steht. Das Grün des Rasens, die kalkweißen Wände unseres gemieteten Bauernhauses, das orangefarbene Ziegeldach gegen den augustblauen Himmel – das alles ist zu vollkommen für diese Welt. Man braucht nicht zu denken. Alles hat Zeit. Es

gibt kein Ergebnis, es gibt nur den Prozeß. Berry versucht, mir beizubringen, so zu lieben wie vor diesem tödlichen Jahr.

Ich gebe mir Mühe, mich zu entspannen, aber es will mir nicht gelingen. Wie eine computergesteuerte Rakete streben meine Gedanken in mein Krankenhaus, das *House of God*. Ich denke daran, wie ich und die anderen *Interns* dort mit Sex umgegangen sind. Ohne jede Liebe. Mitten unter den Gomers, den Dauerpflegefällen, mitten unter sterbenden alten und sterbenden jungen Menschen haben wir den Frauen des Hauses übel mitgespielt. Von der zartesten Schwesternschülerin über die Oberschwester der Notaufnahme mit ihren harten Augen bis zu den schrillen Latinas aus der Wirtschaftszentrale und dem Reinigungsdienst, mit ihren klimpernden Armreifen und dem spanischen Kauderwelsch, haben wir sie alle nur für unsere Bedürfnisse ausgenutzt. Ich denke an Runt, den Kleinen, der vom zweidimensionalen Playboy-Sex zu markerschütternden sexuellen Abenteuern mit einer unersättlichen Schwester namens Angel überging – Angel, die, soweit mir bekannt ist, das ganze Jahr über keinen einzigen vollständigen Satz aus richtigen Wörtern zustandegebracht hat. Heute ist mir klar, daß Sex im *House of God* etwas Zynisches, Trauriges, Krankhaftes war, denn wie alles, was wir im *House of God* taten, war auch der Sex ohne Liebe. Für die leisen Töne der Liebe waren wir taub geworden.

»Komm' zurück, Roy. Treib' jetzt nicht wieder dahin ab.«

Berry. Wir sind beim Essen schon bei den Herzen unserer Artischocken angelangt. In diesem Teil Frankreichs wachsen sie zu beachtlicher Größe. Ich habe sie geputzt und gekocht, und Berry hat die Vinaigrette gemacht. Man ißt hier ausgezeichnet. Oft sitzen wir im Garten unseres Lieblingsrestaurants unter einem von der Sonne durchflimmerten Gitterwerk aus Ästen. Gestärktes weißes Tischtuch, feines Kristall und eine frische rote Rose in einer Silbervase. In der Ecke wartet unser Kellner, Serviette über dem Arm. Seine Hand zittert. Er leidet an senilem Tremor, dem Tremor der Gomers, aller Gomers des vergangenen Jahres. Ich komme zu den letzten Blättern meiner Artischocke – Lila übertönt das eßbare Grün – und werfe sie auf den Abfallhaufen für die Hühner und den glasäugigen Hunde-Gomer des Bauern. Dabei stelle ich mir einen Gomer vor, wie er Artischocken ißt. Unmöglich, es sei denn, sie sind püriert und werden durch die Magensonde verabreicht. Ich entferne die stacheligen Haare, das üppige Grün, das den Blütenboden bedeckt, erreiche das Herz und denke zurück an das Essen im *House of God* und an denjenigen, der beim Essen und in der Medizin immer der Beste war, an meinen *Resident*, den Dicken. Der schaufelte sich bei der Mahlzeit um zehn Uhr Zwiebeln, koschere Hot dogs und Himbeereis in den Mund, alles auf einmal. Der Dicke mit seinen »Geboten des *House of God*« und seiner Auffassung von Medizin, die ich anfangs für krank hielt.

Nach und nach habe ich jedoch begriffen, daß es die einzig richtige ist. Ich sehe uns – heiß und verschwitzt wie die Helden vom Iwo Jima – über einem Gomer hängen:

»Sie quälen uns«, sagt der Dicke.

»Sie haben mich geschafft«, antworte ich.

»Ich würde mich ja umbringen. Aber die Freude will ich ihnen nicht machen.«

Und wir fallen uns in die Arme und weinen. Mein fatter Schutzengel, immer zur Stelle, wenn ich ihn brauchte. Aber wo ist er jetzt, wo ich ihn brauche? In Hollywood natürlich, in der Gastroenterologie, bei einem Großen Darmangriff, »im Dickdarm der Filmstars«, wie er zu sagen pflegte. Heute weiß ich, daß sein albernes Gelächter und seine Fürsorge mir durch das Jahr geholfen haben, und auch die Fürsorge der beiden Polizisten aus der Notaufnahme – meine Retter, die alles zu wissen schienen, und das meistens im voraus. Aber obwohl es den Dicken und die Polizisten gab, war das, was im *House of God* mit mir geschehen ist, einfach furchtbar. Ich bin übel zugerichtet worden. Vor meiner Zeit im *House of God* habe ich alte Leute gemocht. Jetzt sind sie keine alten Leute mehr, jetzt sind sie Gomers, und ich mag sie nicht mehr, kann sie nicht ausstehen. Ich gebe mir Mühe, mich zu entspannen, aber es will mir nicht gelingen. Ich gebe mir Mühe zu lieben, aber ich kann nicht, denn ich bin total ausgebleicht, wie ein zu oft gewaschenes Hemd.

»Wenn du so oft dahin abdriftest, wirst du trotz allem doch wieder zurückgehen«, sagt Berry sarkastisch.

»Liebes, es war ein schlimmes Jahr.«

Ich schlürfe meinen Wein. Seit wir hier sind, bin ich sehr oft betrunken. Betrunken am Markttag im Café, wenn der Lärm vom Markt abebbt und in die Bar strömt. Ich schwimme betrunken in unserem Fluß. Mittags ist die Temperatur von Wasser, Luft und Körper gleich, so daß ich nicht weiß, wo der Körper aufhört und das Wasser beginnt. Das Universum schmilzt, der Fluß plätschert um unsere Körper, kühle und warme Strömungen mischen sich in verlorenen Mustern, füllen alle Zeiten und alle Tiefen.

Ich schwimme gegen den Strom, schaue flußaufwärts, wo der sich windende Flußlauf in einem Nest aus Weiden, Binsen, Pappeln, Schatten und der Sonne, der großen Meisterin des Schattens, ruht. Betrunken liege ich in der Sonne auf dem Handtuch und beobachte mit beginnender Erektion das erotische Ballett der Engländerinnen, die ihre Badeanzüge an- und ausziehen, erhasche mit einem Blick ein wenig Busen, ein wenig Schamhaar, wie ich so oft ein wenig Busen und ein wenig Schamhaar der Schwestern erhascht habe, wenn sie im *House of God* vor meinen Augen ihre Uniformen an- oder auszogen. Betrunken grübele ich manchmal über den Zustand meiner Leber nach und denke an alle die Zirrrosen, die ich habe gelb werden und sterben sehen. Entweder verbluten sie, delirieren, husten und ertrinken in ihrem Blut, wenn die

Ösophagusvenen platzen, oder sie sterben im Koma, gleiten weg, gleiten selig den gelbgeplasterten, nach Ammoniak stinkenden Weg hinunter ins Vergessen. Ich schwitze, und es läuft mir ein kalter Schauer über den Rücken. Berry wird schöner denn je. Dieser Wein gibt mir das Gefühl, in Fruchtwasser zu baden, atemlos, vom Nabelschnurblut ernährt, fötal, glitschig und taumelnd in der Wärme des pulsierenden Leibes, in warmen Amnion, Warmnion.

Alkohol half im *House of God*, und ich denke an Chuck, meinen besten Freund, den schwarzen *Intern* aus Memphis, der immer einen halben Liter Jack Daniels in seiner schwarzen Tasche hatte, für jene bitteren Stunden, wenn ihm die Gomers ganz besonders zugesetzt hatten. Oder das intrigante Lehrpersonal des Hauses, der *Chief Resident* oder der *Chief of Medicine* selbst, der ihn stets behandelte, als wäre er ein minderwertiger Analphabet, obwohl er hochintelligent und gebildet war und außerdem ein besserer Arzt als irgendein anderer im ganzen *House*. Und in meiner Trunkenheit finde ich es furchtbar traurig, was Chuck im *House* widerfahren ist. Als ich ihn kennenlernte, war er fröhlich und amüsant, jetzt ist er traurig und verdrießlich. Sie haben ihn gebrochen. Er läuft mit demselben halb zornigen, halb gedemütigten Blick herum, den ich gestern im französischen Fernsehen bei Nixon bemerkt habe, als er nach seiner Rücktrittserklärung an der Treppe zum Hubschrauber auf dem Rasen des Weißen Hauses stand und mit den Fingern ein

pathetisches, unangebrachtes V(für Versagen)-Zeichen machte, bevor sich die Türen hinter ihm schlossen, die Filipinos den roten Teppich einrollten und Jerry Ford, eher verblüfft als beeindruckt, den Arm um seine Frau legte und sich langsam zur Präsidentschaft zurückbegab. Die Gomers, diese Gomers ...

»Verdammt, alles erinnert dich an die Gomers«, sagt Berry.

»Ich habe gar nicht gemerkt, daß ich laut denke.«

»Das merkst du nie, aber du tust es ständig. Nixon, Gomers. Vergiß die Gomers! Hier gibt es keine.«

Ich weiß, daß sie sich irrt. An einem herrlichen, trägen Tag schlendere ich den verschlafenen, gewundenen Weg vom Friedhof zum Dorf hinunter, mit Blick über das Schloß, die Kirche, die prähistorischen Höhlen, den Marktplatz und weit unten das Flußtal, über die Spielzeugpappeln und die romanische Brücke, die den Weg markieren, und weit über unseren Fluß, den Sohn des Gletschers, den Schöpfer all dieser Dinge. Ich bin diesen Weg am Kamm entlang bisher noch nie gegangen. Langsam entspanne ich mich, kenne wieder, was ich früher kannte, den Frieden, die regenbogengleiche Vollkommenheit des Nichtstuns. Die Natur ist so üppig, daß die Vögel gar nicht alle reifen Brombeeren holen können. Ich bleibe stehen und pflücke mir welche. Saftiger Staub in meinem Mund. Meine Sandalen schlappen auf dem Asphalt. Ich sehe, wie sich die Blumen in Farben und Formen überbieten, um die Bienen

anzulocken. Zum ersten Mal seit einem Jahr habe ich Frieden. Nichts in der Welt ist Anstrengung, alles ist natürlich, heil und gesund.

Ich biege um eine Ecke und sehe ein großes Gebäude wie ein Altersheim oder Krankenhaus. »Hospice« steht über dem Eingang. Ich bekomme eine Gänsehaut, meine Nackenhaare sträuben sich, meine Zähne beißen sich fest zusammen. Da sind sie. Man hat sie in die Sonne hinausgesetzt, in einen kleinen Garten. Das Weiß ihrer Haare läßt sie im Grün des Gartens wie Pustebblumen auf der Wiese aussehen. Als warteten sie auf den Wind, der sie fortbläst. Gomers. Ich starre sie an. Ich erkenne die Zeichen. Ich stelle Diagnosen. Als ich an ihnen vorbeigehe, scheinen ihre Augen mir zu folgen, als versuchten sie, mir irgendwo in ihrer Demenz zuzuwinken oder *bonjour* zu sagen oder ein anderes Zeichen von Menschlichkeit zu geben. Aber sie winken nicht, sagen nicht *bonjour* und geben auch sonst kein Zeichen. Gesund, braungebrannt, schwitzend, betrunken, mit Brombeeren vollgestopft, innerlich lachend und die Grausamkeit dieses Lachens fürchtend, fühle ich mich großartig. Ich fühle mich immer großartig, wenn ich einen Gomer sehe. Jetzt liebe ich diese Gomers.

»Schön, es mag in Frankreich Gomers geben, aber du brauchst dich nicht um sie zu kümmern.«

Sie wendet sich wieder ihrer Artischocke zu, und die Vinaigrette läuft ihr über das Kinn. Sie wischt sie nicht ab.

Das würde auch nicht zu ihr passen. Sie genießt das fettige Gefühl des Öls, das Brennen der Vinaigrette. Sie genießt ihre Nacktheit, ihre eigene Unachtsamkeit, das Öl, ihr Behagen. Ich fühle, wie sie erregt wird. Jetzt sieht sie mich wieder an. Habe ich das laut gesagt? Nein. Während wir uns ansehen, tropft ihr die Vinaigrette vom Kinn auf die Brust. Wir sehen zu. Sie läuft langsam die Rundung hinunter zur Brustwarze hin. Ohne Worte wetten wir, ob sie es schafft oder ob sie zur einen oder anderen Seite abgelenkt wird. Ich schalte zurück in die Medizin und denke an Metastasen in den Achsellymphknoten. Brustamputation. Statistiken. Berry lächelt mich an, bemerkt meine Rückkehr zum Tod nicht. Die Vinaigrette setzt ihren Weg fort, läuft an der Brustwarze entlang und hängt nun dort. Wir grinsen.

»Hör auf mit deinen Gomers, komm her und leck das ab.«

»Sie können mich immer noch quälen.«

»Nein, können sie nicht. Komm her.«

Als meine Lippen ihre Brustwarze berühren, spüre ich, wie diese sich aufrichtet. Ich schmecke die Säure der Vinaigrette und stelle mir einen Herzstillstand vor. Viele Leute sind im Raum, ich bin einer der letzten, die hereinkommen. Auf dem Bett liegt ein junger Patient, intubiert, künstlich beatmet. Der *Resident* versucht, eine dicke Braunüle zu legen, der Medizinstudent rennt ständig um das Bett herum. Jeder im Raum weiß, daß der Patient

sterben wird. Eine der Intensiv-Schwestern kniet auf dem Bett und macht Herzmassage, eine Rothaarige aus Hawaii mit breiten Oberschenkeln und dicken Titten. Titten aus Hawaii. Er war ihr Patient, und sie war als erste bei ihm. Ich stehe in der Tür und sehe zu: Ihr weißer Rock ist hochgerutscht, so daß sie über dem Patienten knien kann, den Hintern herausgestreckt. Sie trägt ein geblümtes Höschen. Ich kann die Blütenblätter durch die Maschen der weißen Strumpfhose erkennen. Ich denke an Hawaii. Auf und ab, auf und ab bewegt sich ihr Hintern, auf und ab mitten in Blut und Erbrochenem und Urin und Kot und Menschen. Surferwellen an vulkanischen Stränden, auf und ab, auf und ab. Ein phantastisches Fahrgestell von einem Hintern. Ich gehe zu ihr und lege meine Hand darauf. Sie dreht sich zu mir um, lächelt und sagt: Oh, hallo Roy, und drückt weiter. Ich massiere ihren Hintern, sie bewegt sich auf und ab, meine Hand geht rund herum. Ich flüstere ihr etwas Unanständiges ins Ohr. Mit beiden Händen ziehe ich ihr die Strumpfhose herunter und dann das Höschen bis zu den Knien. Sie pumpt weiter. Ich lasse eine Hand in ihren Schritt gleiten, mit der anderen streichle ich die Innenseite ihrer Oberschenkel auf und ab und auf und ab, im gleichen Rhythmus, in dem sie den Brustkorb zur Wiederbelebung zusammenpreßt. Mit ihrer freien Hand knöpft sie mir die weiße Hose auf und greift nach meinem erigierten Penis. Die Spannung ist unglaublich. Man ruft nach »Adrenalin!« und »Defi«!

Zirrhose - Betrifft besonders häufig die Leber. Das Lebergewebe wird zerstört und durch bindegewebige Narben ersetzt. Oft durch andauernden Alkoholmißbrauch verursacht.

Zock-Flügel - Anbau an das *House of God*, gestiftet von der schwerreichen, philanthropoiden Familie Zock; ausdrücklich dem Großen Darmangriff auf die Reichen gewidmet, beherbergt das Basch-Zimmer. Die letztendliche Bedeutung von Zock ist »Hoffnung«.

ZVD - Zentraler Venendruck, Blutdruck in der ins Herz führenden Vene.

ZVK - Zentraler Venenkatheter, ein Katheter, der in eine herznahe Vene eingeführt wird.

Zytologie - Lehre von den Zellen, speziell jener Zellen, die als bösartig angesehen werden.

Impressum

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel »The House of God«.

eBook-Ausgabe 2012

Knaur eBook

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

© 1978 Samuel Shem

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 1996 Urban & Fischer Verlag, München/Jena

Mit freundlicher Genehmigung der Verlage
wurde zitiert aus

»The Man with the Blue Guitar«

von Wallace Stevens aus

The Collected Poems of Wallace Stevens,

© 1971 Alfred A. Knopf, Inc., sowie aus

»Let the Mermaids Flirt with Me«

von Mississippi John Hurt,

© Wynwood Music.

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk darf – auch teilweise –

nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: FinePic, München

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

ISBN 978-3-426-41674-7

Hinweise des Verlags

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44 b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Wissen, was gelesen wird